

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Heftblatt der Aug. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 99.

Berlin, Freitag den 18. August

1837.

Schweiz.

Schleichhändler in der Schweiz.

Von Sirt in das Thal der Arve führt ein Pfad über das rauhe Gebirge, das von Eläses bis Sallenche streicht. Nur die Contrebandiers, die aber hier an der Savoyisch-Schweizerischen Gränze ungemein zahlreich sind, kennen und betreten diesen Weg. Diese schlauen und vorwiegenden Leute holen die Waaren und Vorräthe zu Martigny im Wallis ab, erklimmen mit ihrer schweren Last die steilsten und unzugänglichsten Höhen und steigen in die Savoyischen Thäler hinab, wo ihre Ladung abgelegt, vertheilt und unbemerkt weiter in das Land spedit wird, während die Douaniers draußen an der Gränze auf der Wacht liegen und nichts Verbotenes die Straße hereinpassiren lassen. So besteht die Einrichtung in der schönsten Ordnung.

Ein Douanier ist leicht zu erkennen: er hat eine Uniform, schmutzige Hände und eine Pfeife im Munde. Er sitzt an der Straße, läßt sich von der Sonne beschneiden, lungert und wartet, bis ein Wagen vorbeikommt, der die Straße wahrhaftig nicht fahren würde, wenn er auch nur für einen Pfifferling Contrebande führte. „Hat der Herr was zu deklariren?“ — „Gar nichts.“ — Nun kommen die Herren, trotz der kategorischen Verneinung, mit Stöcken und Stechern heran, reißen Koffer und Kisten auf, tappen und wühlen mit oben besagten Händen unter der weißen Wäsche, Taschentüchern und seidnenen Kleiden. Für dies Geschäft bezahlt sie der Staat: ist das nicht kurios?

Die Contrebandiers sind wieder ein ganz anderer Schlag Leute; sie gehen ihren aparten Weg, bis an die Zäune bewaffnet, und leiden nicht, daß ein Douanier auf ihrer Straße einherspaziert; treffen sie einen, so machen sie nicht viel Umstände und greifen ihn mit einer Kugel unter die linken Rippen. Zum Glück wissen die Douaniers von der Sache und richten sich danach; wenn sie spazieren gehen, nehmen sie einen anderen Weg. Man sollte ihnen so feinen Takt gar nicht zutrauen.

Die Herren Douaniers kenne ich; ich hatte oft mit ihnen zu thun. Meine Hemden haben die Ehre gehabt, an allen Gränzen, von den Beamten aller möglichen constitutionellen und absoluten Regierungen, besüßelt und nach verbotenen Dingen durchsucht zu werden, die sich nicht darin fanden. Aber weil ich gerade von Hemden spreche, fällt mir eine hübsche Geschichte ein. Ich reiste nach Lyon. Zu Bellegarde im Zollhause waren unsere Koffer durchsucht worden, und nun sollte es auch an eine Untersuchung unserer Personen gehen, wegen Verdachtes, ob wir nicht Uhrmacherwaaren am Leibe versteckt trügen. Die Aengstlichkeit läßt sich erklären, Gens ist nicht weit. Ich ließ mir die Visitation ruhig gefallen — ich bin überhaupt ein stiller, friedliebender Mensch; — aber es reiste ein Englischer Offizier mit uns, der gar nicht begriff, was man von ihm wollte; und als er's endlich begriff, zog er sein blankes Messer aus der Tasche und erklärte kaltblütig: „It stich' die Erst', wer kommt, un die Zweit' darzu, durth und durth“, wenn Einer auch nur von fern Miene machen sollte, an ihn zu greifen. Das gab einen großen Rumor; die Herren wollten ihrem Reglement nichts vergeben, aber der lange resolute Eisenfresser von Waterloo, mit der spitzen Klinge von blankem Englischen Stahl, jagte ihnen einen heiligen Respekt ein. Der Inspektor nahm alle seine Autorität zusammen: „Durchsucht den Menschen!“ rief er gebieterisch; der aber wurde während: „Komm' Sie an! it stich' Sie in Stücke, die Erst' sammt die Zweit' und die Dritt', mit das!“ und er streckte das Messer dem Inspektor unter die Nase, der drei Schritte zurückwich. Die Sache hätte ein tragisches Ende nehmen können, denn der tapfere Gentleman war sehr böse und ganz außer sich; da trat ich dazwischen und machte einen Vorschlag zur Güte. „Der Herr“, sprach ich, „wird so gut seyn, sich selbst zu entkleiden und seine Kleidungsstücke den Herren von der Douane einzuhandigen; so können Sie Ihre Schuldigkeit thun, ohne dem Anstande gegen den Herrn zu nahe zu treten.“ Das war der Engländer gleich zufrieden; er zog rasch die Kleider vom Leibe und warf ein Stück nach dem anderen, wie es herunter war, den Douaniers an den Kopf. Er schälte sich rein aus, und ich werde die Art und Weise und den Ton nie vergessen, wie er zuletzt sein Hemde dem Inspektor fast ins Gesicht schlug: „Da nehm' miserable Kerl!“

Mit den Herren Contrebandiers ist meine Bekanntschaft nicht weit her, aber wir haben doch einmal mit einander zu thun gehabt, als ich mir nämlich eines Tages einfallen ließ, auf jenem Wege über das Gebirge ganz allein von Sirt nach Sallenche zu marschiren. Ich hatte mir den Pfad vorher genau beschreiben lassen; etwa eine Stunde, ehe man die höchste Fläche des Berges erreicht, geht man längs den Ufern eines

kleinen Berg-See's, welcher le lac de Gers heißt, und dann verfolgt man eine scharfe Felsenkante, die aus einem Eis- und Schneefeld hervorsticht; hernach geht es auf der anderen Seite abwärts durch die schöne Waldung, welche den Wasserfall von Arpenas umkränzt, bis nach Sallenche. — Ich war von dreistündigem Steilaufsteigen schon ziemlich ermüdet, als ich endlich den kleinen See vor mir sah: ein mäßiger Teich zwischen Abhängen und Matten, deren helles Grün sich im Wasser dunkler wieder spiegelt, während das Auge in der Tiefe dieser Klare, durchsichtigen Fluth die glänzenden, schillernden Moose und Wasserpflanzen unterscheidet, die den Boden überkleiden. Ich streckte mich am Ufer nieder und betrachtete wie Narcissus im feuchten Element mein eigenes Bild. Mit diesem Genuß verband ich einen anderen, nämlich den einer schwachbäutigen Hühnerkeule; ich aß und sah mich essen, und das war das Schöne an der Beschauung, daß mir kein Bissen darüber verloren ging.

Außer meiner werthen Person sah ich im Spiegel unten die ganze umliegende Landschaft, die Berggruppen, die Wälder, die ganze Natur verkehrt, sogar zwei Raben, die hoch in den Lüften, da unten aber tief zu meinen Füßen im Abgrunde flogen. Das Schauspiel fesselte und ergötzte mich, und war weiß, wie lange ich mit dem Kopfe über dem Wasser gelegen und die ganze Welt vergessen hätte — aber auf einmal sah ich auf einem Abhange, der sich zu meinen Füßen spiegelte und über den ich nachher meinen Weg nehmen mußte, etwas sich rühren und den Kopf aus einer Spalte hervorstecken; ob es ein Mann, ein Weib, oder nur ein Thier gewesen, vermochte ich nicht zu unterscheiden, denn es verschwand im Nu. Ich hob den Kopf in der Richtung auf, aber es war nichts mehr zu sehen. Es wird wohl eine Täuschung gewesen seyn, dachte ich: das Wasser wird sich ein wenig bewegt haben; und machte mich auf den Weg, in der festen Meinung, daß weit und breit kein lebendiges Wesen außer mir auf den Bergen einhergehe. Weil ich mir aber doch gar zu deutlich bewußt war, etwas gesehen zu haben, so blieb ich von Zeit zu Zeit stehen und sah mich um; und als ich der Stelle näher kam, wo mir der Kopf erschienen war, schlich ich fachte und vorsichtig hinter eilichen Felsstücken herum, um auszuspähen, was es etwa gäbe, und doch jede schlimme Begegnung zu vermeiden.

Der Weg, der hier in die Höhe führte, war ein Hohlweg zwischen zwei niedrigen natürlichen Steinwänden, vielleicht vom Wasser angeeignet worden. Man hatte mir unten in Eläses eine Geschichte erzählt, die hier wohl an ihrer Stelle ist, da sie sich in demselben Hohlwege zugesprochen hat. Achtzehn Contrebandiers, jeder mit einem Sack Pulver aus der Berner Pulvermühle beladen, wollten über den Berg hinüber nach Savoyen. Sie gingen einzeln hinter einander; der letzte in der Reihe merkt, daß sein Sack leichter und immer leichter wird. Anfangs behagte ihm das; aber mit der Zeit fing er kluglich an, sich zu besinnen, daß es wohl mit seiner Ladung nicht richtig aussehen müsse. Keiner war es so: der Sack hatte ein Loch, und hinter ihm bezeichnete ein Pulverstreif auf eine lange Strecke den Weg, woher sie gekommen waren. Der Schade wäre zu verschmerzen gewesen, aber das Schlimmste war: das Pulver konnte die Zolljäger auf die Spur des Trupps leiten, und dann hätten sie einen harten Stand gehabt. Der Hintermann ruft „Halt“, der ganze Zug steht still, wirft die Säcke ab, und jeder setzt sich auf seinen, um sich den Schweiß abzutrocknen und der Brantweinflasche zuzusprechen. Der vorsichtige Hintermann, ein Feldherrn-Genie, kehrt um und geht der Pulverspur bis an ihren Anfang nach. Nach zweistündigem Marsch erreicht er die Stelle, wo sein Sack gerissen war, und um die Spur schleunigst zu vernichten, steckt er seine brennende Pfeife daran. Es dauert keine zwei Minuten, so hört er einen furchtbaren Knall, der an den Bergwänden tausendfach wiederhallte und mit betäubendem Donnern und Rollen durch alle Thäler und Schluchten lief. Er sperrte Mund und Ohren auf: ein solches Feuerwerk hatte es nicht gegeben, seitdem die Alpen stehen. Nämlich die siebzehn Säcke, die sich am anderen Ende der Pulverlinie befanden, mit den siebzehn Familienvätern darauf, waren in die Luft geslogen.

Die Geschichte ist nicht so ohne, und es läßt sich zweierlei Schönes dabei bemerken. Erstlich ist sie wahr und ganz anmuthig und spaßhaft; sie ist aber nicht bloß wahr, sondern auch wahrscheinlich; sie wird bezeugt durch die britische Tradition und durch den Felsengang, der sich noch an derselben Stelle befindet — davon kann sich Jeder mit eigenen Augen überzeugen. Aus diesen Gründen halte ich die Begebenheit für so gewiß, wie den Zug Hannibal's über den kleinen Bernhard. Denn wodurch beweist man, daß Hannibal über den kleinen Bernhard gezogen ist? weil der Berg noch an derselben Stelle steht, das ist sonnenklar. Und was noch mehr ist, am Fuße des Berges liegt ein großer, ganz weißer Stein; das ist offenbar derselbe, den der Kar-

thogische Feldherr öken mit Essig würbe gemacht hat, weil die Arme sonst nicht durchgekonnt hätte. — Zweitens bitte ich den Leser, wohl zu bemerken, daß in dieser Geschichte siebzehn Menschen ums Leben kommen und Einer übrig bleibt, um Kunde davon zu bringen. Das ist das rechte Merkmal, das wahre Kriterium einer schönen und herzerregenden Erzählung, und ohne ein solches sollte man eigentlich gar keine gelten lassen. Denn bei einer Schlacht, bei einer Pest, bei Wasser- und Feuernoth, und was man sich sonst noch für Katastrophen in einer Geschichte denken kann, — sterben wenig Leute dabei, so ist's eine wahre Lumperlei; und sterben ihrer Viele, was will's sagen? es bleiben ihrer doch noch viel zu viele leben. Aber Alle dürfen auch nicht sterben: sonst heißt es „gute Nacht!“ und wie soll dann die Geschichte in die Welt kommen? Also am besten und schönsten ist es, wenn so eine ganze Legion, ein rechtes Gewimmel und Gedränge von Leuten auf einmal ins Gras beißen oder in die Luft springen muß und nur ein Einziger durchwischen und die Begebenheit weiter erzählt: das ist die rechte Höhe der Kunst, und der Kenner freut sich, wenn er so was zu lesen oder anzuhören bekommt. Darum ist ja eben die Geschichte so schön, die Griechische, die Römische und die neue, weil dergleichen tausendmal vorkommt.

Ich marschirte immer zwischen den Steinen fort. Heiß war es, aber in dieser Höhe herrschte beständig ein rascher Lustzug, der frisch erhalt; die Schönheit der Natur, das stets wechselnde Schauspiel der Umgebungen und Aussichten beschäftigte Augen und Sinn, und man vergißt Hitze, Ermüdung und manche kleine Beschwerde, die in kalter, flacher Ebene zu einer großen und unerträglichen wird. Ich wendete mich um; da lag der gewaltige von Eis gewölbte Dom des Saet so nahe vor mir, als könnte ich ihn mit Händen greifen. Aber hinter den letzten Tannen, über die ich hinaus war, ging etwas vor, was für jetzt meine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahm; ich sah Fische sich regen, — wer weiß, vielleicht gehörten sie zu dem Kopfe, den ich vorhin gesehen. Mit noch größerer Vorsicht trat ich den Marsch weiter an. Es ist ein Unglück, daß ich von Natur so furchtsam bin; ich glaube, es ist mit mir geboren. Ein Held, sagt man, liebt die Gefahr; ich will darüber nicht streiten, weil ich's nicht begreife; ich für mein Theil liebe nichts so sehr, als Sicherheit vorn, Sicherheit im Rücken und auf beiden Flanken. Die bleibe wohl eingepreßte Vorstellung, daß man sich bei einem Duell mit einer blanken Degenspitze vor der Nase herumfahren lassen muß, hat hingereicht, mich für mein ganzes Leben vorsichtig und friedfertig zu machen, obwohl ich eigentlich von lebhaftem und aufbrausendem Temperament, und meine Empfindlichkeit zu mäßigen, obwohl ich eigentlich stolz bin und mir leicht etwas in die Nase steigt. Hier oder konnte mir noch viel Schlimmeres bevorstehen, als ein Duell, — ein Angriff auf meine Börse, auf mein Leben, oder auf beides zugleich. Es konnte eine schreckliche Katastrophe geben, und wenn ich umkam, war Niemand da, sie weiter zu erzählen, — denn ich war allein. Mühte ich also nicht um jeden Preis mein Leben retten? Diese Ueberzeugung wurde immer mächtiger in mir, und ich hatte nicht eher Ruhe, als bis ich einen wohlgelegenen Winkel hinter ein paar Felsstücken aufgefunden, wo ich unterdecken und die Operationen des Feindes in meinem Rücken beobachten konnte.

Eine halbe Stunde — sie wurde mir aber so lang wie drei ganze; denn das Beobachten, lieber Leser, ist unter solchen Umständen ein langweiliges und mühsames Geschäft — eine halbe Stunde mochte ich so im Hinterhalte gesessen haben, als eine Person von sehr verdächtigem, unangenehmem Aussehen hinter den Tannen sachte hervorsichlich. Erst lagte der Mann eine ganze Weile scharf nach den Steinen hin, wohinter ich versteckt war; dann klatschte er zweimal in die Hände. Auf das Signal kamen noch zwei Leute hervor, und nun luden die Drei jeder einen großen Sack auf die Schulter und stiegen allgemach bergan. Etwa zwanzig Schritte von der Stelle, wo ich fast auf dem Bauche am Boden lag, hielten sie wieder an, legten ihre Säcke nieder, setzten sich darauf, jaß wie die Siebenneben, und steckten ihre Pfeifen an. Zum Glück saßen sie mit dem Rücken gegen mich. Ich behielt Zeit, meine Leute genau zu mustern. Fürs erste waren sie wohlbewaffnet, führten einen Karabiner und zwei Pistolen, ungerechnet die drei gewaltigen Säcke voll — so lehrte mich die Geschichte — voll Berner Schießpulver. Ich zitterte nicht wenig; wie leicht konnte wieder Pulver verschüttet seyn. Ja, als einer von den Dreien aufstand, die Seite ging und seine brennende Pfeife auf den Sack legte, empfahl ich in einem Stohgebet meine Seele Gott und klammerte mich an den Felsen, in Erwartung, die Explosion müßte jeden Augenblick losgehen. Gottlob, der Stein wich und wankte nicht; sonst, glaub' ich, hätte ich vor Angst laut aufgeschrien und mich verrathen.

Der Mann, der mir den Schreck eingejagt hatte, war indeß auf eine Anhöhe gestiegen, und warf spärende Blicke auf den Weg hinaus, den sie zu nehmen gedachten; denn kam er zu den Anderen zurück. „Man sieht ihn nicht mehr“, sprach er. — „Gilt ganz gleich“, sprach der Zweite; „ein solcher Lumpenbund ist genug, uns zu verkaufen.“ — „Ich will wette“, fiel der Dritte ein, „er hat's darauf abgesehen. Was reunt er so voraus? 's ist eine verkappte Spürtrake, sag' ich Euch. Habt Ihr nicht gesehen, wie er stehen blieb und schnoberte und nach allen Seiten umschielte? Es war dumm, sag' ich, wir hätten ihn gleich still machen sollen; 's ist so ein verschwiegener Winkel hier, — wenn's abgemacht ist, kräbt kein Hahn danach!“ — „Recht hast Du: ein Todter schwagt nichts aus und kommt nicht wieder.“ — „Weißt Du noch“, ließ sich der Erste wieder vernehmen, „wie wir damals den Hannes aus dem Wege geschafft haben? Da unten ist noch das Loch, unter der Stiege, wo er verkauft ist, der Spion.“ — „Ich hab' noch ein Andenken an ihn. Wie wir an ihn kamen, da warf er noch geschwind die Kinte weg, der Enjon, und that, als ging' er bloß spazieren wie ein Monsieur schlechweg. Die Kinte liegt bei mir zu Hause, und wenn ich sie in der Hand halte, juckt mich's ordentlich, so einen Schnüßler aufs Korn zu nehmen.“ — „Damals gab's kurzen Prozeß“.

fuhr der Erste fort; „kaum hatten wir ihn, so bond ihn der Lunte am Baume fest, und der Peter stürzte ihm die Schläfen mit einem Loth Blei, — ras, da lag er. Und hinterher sprach der Peter erst: na Hannes, bet' um Deine arme Seele, — aus lauter Spott.“ Die Brüderschaft schlug bei diesen entsetzlichen Worten eine laute Lache auf, wovon mir Mark und Bein schauderte. Jetzt erhob sich der Eine, derselbe, welcher vorhin das Signal gegeben hatte, und indem er sich umwendete und einige Schritte vorwärts ging, wurde er mich in meinem Versteck gewahr. „Hallo!“ rief er, „da sitzt der Fink' im Neste. Viel Plaisir, mein schöner Herr!“ Die beiden Anderen sprangen nun auch auf, und eh' ich mich dessen versah, umstanden sie mich, die Flinten- und Pistolentrümpfe gegen meinen Kopf gerichtet. Es waren drei, ich sah ihrer tausend; der Himmel und die Berge drehten sich mit mir. „Meine Herren“, stammelte ich, „meine Herren! ich... Sie sind im Irthum... erlauben Sie... thun Sie mir den einzigen Gefallen und sehen das Gewehr ab... meine Herren, ich bin ein ehrlicher Mann wie einer auf der Welt.“ (Sie murrten und runzelten zornig die Brauen) — „ich führe nichts Böses im Schilde... setzen Sie um Gotteswillen die Pistolen ab, wie leicht könnten sie ohne Ihren Willen losgehen... ich bin ein Studirter, ein Schriftsteller... habe nichts in aller Welt mit der Douane zu schaffen — ein Hausvater, habe Weib und Kinder... ich beschwöre Sie, legen Sie das Schießgewehr beiseite, es bringt mich ganz von Gedanken... Sie können Ihren Marsch ganz unbeforgt fortsetzen... haben Sie die Güte... machen Sie sich meinerwegen keine Unruhe, ich verrathe Sie mit keinem Wort... was geben mich die Douaniers an? sie sind keines Menschen Feind... im Gegentheil, ich meine es gut mit Leuten Ihres Gewerbes... es ist ein mühsames und unglückliches Gewerbe... Sie sind wackere Leute, meine Herren, Sie versorgen Ihre Nebenmenschen, die unter dem Druck der Zoll-Exproffungen leiden, mit nöthigen Bedürfnissen... ich wünsche Ihnen von Herzen Glück und empfehle mich gehorsamst...“ — „Nicht von der Stelle!“ rief der Schlimmste von den Dreien, eine harte und verschmitzte Cartouche: Physiognomie; „so kommt Ihr nicht fort. Ihr wollt uns aufpassen, he?“ — „Gott bewahre, wie kam' ich dazu? ich wollte...“ — „Na keine Klauen! aufpassen wollt Ihr und uns an die Spitzhüben von Böllnern verkaufen. Wir kennen unsere Leute. Wir haben Euch da unten am Wasser auf der Lauer gesehen: was habt Ihr Euch da herumjutreiben?“ — „Die schöne Natur zu betrachten, liebe Herren; Anderes hab' ich nicht vor.“ — „Die schöne Natur! wem wollt Ihr das einreden? und warum duckt Ihr Euch da in den Winkel, wenn Ihr kein böses Gewissen habt? was gab's da aufzulesen? Hört Patron, Ihr treibt ein schändlich Gewerbe, und es kommt Euch beim. Das sind hier unsere Berge, und wie leiden keine Spürbünde. Macht Euch fertig, srecht ein Gebet; wir wollen Euch nicht quälen, aber aus der Welt müßt Ihr.“ — Er setzte schon wieder die Pistole an, und ich fiel in Todesangst zu Boden. Die beiden Anderen traten indeß bergu und schienen ihrem Kameraden Vorstellungen zu machen; eine Weile redeten sie leise mit einander; dann faßte der Eine mich an und warf mir, ohne Umschände, ohne ein Wort zu sagen, seinen schweren Sack auf den Rücken! „Hui!“ püffte er und jog mich in die Höhe. Ich mußte gehorchen, und so machte ich, wider Willen und Absicht, den Zug einer Schmugglerbande mit. Es war das erste Mal in meinem Leben und auch das letzte; denn seitdem hab' ich mich besser zu halten gewußt und bin keinen Schmugglerpsad mehr gegangen. (Fortsetzung folgt.)

G r i e c h e n l a n d .

Stimme aus Griechenland über Journalismus und Pressefreiheit.

Im Jahre 1836 erschienen in Athen einige in Neugriechischer Sprache geschriebene Dialoge über Griechische Sitten und Zustände, unter dem Titel: *O ziqor Anaxiqis* (Der Greis Liberis). Wir entnehmen hier daraus Folgendes:

Die Griechischen Journalisten (begann im Verlaufe des ersten Dialoges der Greis) gleichen in der That den Danaiden: sie schöpfen in ein durchlöcheretes Faß, und was das Schlimmste ist, sie schöpfen immer aus dem nämlichen träben und abelreichenden Wasser. — Dein Gleichniß (erwiderte Dimitrios) ist wahrlich sehr treffend, und namentlich das Bild vom träben Wasser veranlaßt mich, hinzuzusetzen, daß sie eben darum ihre beschmutzten Gesichter nicht waschen, und daß sie, während sie Andere mit schwarzen Gesichtern malen, nicht erkennen, wie gelb und schmutzig sie selbst sind, nachdem sie im träben Winter (nach dem Dichter) erkrankt und vom Sturme der Leidenschaften ergriffen worden und daher die Nothwendigkeit nicht einsehen, sich zu reinigen, wenn sie vor dem Volke, dem obersten Gerichtshofe, redend erscheinen wollen. Die Journalisten übernehmen in gewisser Beziehung die Rolle eines Anwalts bei diesem Gerichtshofe; und doch wissen sie nicht, wie weit sich ihr Wirkungskreis erstreckt, oder, auch wenn sie dies wissen, sie überschreiten froh die Grenzen desselben. Sie sind nur bestimmt, die (öffentlichen) Handlungen öffentlicher Personen zu beurtheilen; aber gleichwohl ziehen sie auch die Handlungen von Privatpersonen in ihren Bereich und machen sich auf diese Weise eine Art Römischer Censur an. Neben diesem Secretair, jenem Gouverneur oder anderen öffentlichen Personen fallen sie auch hier über den Georgios, dort über den Dimitrios her, und was das Schlimmste ist, nicht etwa wegen ihrer Handlungen von heute oder gestern, sondern wegen längst gebaner und oft zweifelhafter, auch nicht wegen eigener, sondern wegen dessen, was des Einen Vater, des Anderen Großvater, und sogar außer Griechenland, in der Türkei oder Aegypten geban hat. Ein einziges Wort ist oft eine ganze Biographie, und dergleichen Biographien von Privatpersonen findet der Leser nicht selten in den Griechischen Zeitungen, die unter Verantwortlichkeit besoldeter Sklaven herausgegeben werden, deren Sold dann verdoppelt wird, wenn sie ins Gefängniß gesteckt werden. Ja es

nun nicht sonderbar, daß, während bei anderen Anwalten dafür gesorgt wird, daß es Menschen von reinen Sitten, von Bildung, Geseßkenntniß und Gerechtigkeitsliebe seien, man es bei den Anwalten vor diesem höchsten Gerichtshofe für hinreichend hält, daß sie fünftausend Drachmen besitzen, oder daß sie sich auch nur borgen können? Ist es nicht sonderbar, daß sie sich auf diese Weise die Erlaubniß erkaufen, nach dem Unschuldigen die Pfeile der Schande und der Ehrlosigkeit zu schleudern, und dies oft nur darum, weil derselbe im Staatsdienste vorgezogen werden könnte, da er es verdient? Ist es nicht sonderbar, daß, wenn mich Jemand in Gegenwart Zweier mit beleidigenden Reden schmähbt, ich mein Recht gegen den Beleidiger suchen kann; daß dagegen, wenn mich Jemand schriftlich und öffentlich in den Zeitungen beleidigt, ich mich mit dem Sklaven des Journalisten einlassen muß, der es vielleicht für vortheilhaft hält, daß ich ungerechter Weise geschmähbt, er selbst aber gerechter Weise ins Gefängniß gesetzt werde und dann den doppelten Lohn, oder was sonst auf einen solchen Fall ausbedungen worden ist, erhalte? Während der Journalist die Beleidigung beachtliche, flüchtet er sich nun hinter seinen besoldeten Sklaven; dieser schleudert seine Pfeile ohne Gefahr, wovon er nur will, und diesen Zustand der Dinge nennt man verfassungsmäßige Pressfreiheit!

Ich leugne nicht (entgegnete Libertis), daß die Journalisten (unter die ich übrigens alle diejenigen, welche Aufsätze in die Zeitungen rücken lassen, und die periodischen Schriftsteller rechne), mehr oder weniger ängstlos, nicht selten den Privatmann schmähben und öffentliche Personen selbst mit Noth bewerfen, statt allein deren schlechte Handlungen zu beurtheilen, daß sie die Lüge als Wahrheit ausstatten, so oft es ihnen nützlich ist, daß sie die Maske des Patrioten annehmen, um besondere Zwecke zu erreichen, daß sie, wie die Jäger, die nach Rebhühnern jagen, verschiedene Farben annehmen, um so, gleich Rebhühnern, die Leser ihrer Zeitungen, und besonders die einfachen und ungebildeteren, wie sie sich haufenweis in den Kaffeehäusern der Städte zu finden pflegen, zu fangen.

Ich bin damit ganz einverstanden (antwortete Dimitrios); erinnere Dich nun aber dessen, was wir früher besprochen, daß die eine Klasse der menschlichen Gesellschaft von jeder anderen abhängt und nach ihnen sich richten muß, und erwäge Du, daß folglich auch die Journalisten auf die übrigen Bürger außer ihnen und namentlich auf die Leser ihrer Zeitungen im Allgemeinen Rücksicht nehmen müssen, und daß sie von ihnen abhängen, so bedenke nun auch das Folgende, um gerechter urtheilen zu können.

Das Pressgesetz hat die Elasticität des Elefantenzähns, der sich ausdehnen und zusammenziehen läßt. Dies erwägend und fürchtend, übernehmen die Journalisten nicht selbst die Verantwortlichkeit dessen, was sie schreiben, sondern bestellen einen anderen verantwortlichen Herausgeber und sagen, wenn nun einmal das Indische Thier seinen Rüssel etwas zu weit vorstreckt, daß es besser sey, statt ihrer ihren Stellvertreter, ihren Koch und Kellner zu finden. Diese Methode ist freilich nicht sokratisch; sie ist vielmehr eine offenbare Verletzung des Gesetzes und außer allem Zweifel der angeblichen Vertreter der heiligen Wahrheit unwürdig; sie ist das Werk frecher, unedler Zeiglinge, nicht redlicher Anwälte des öffentlichen Rechts: aber warum geschieht es dennoch? Nur, weil das Pressgesetz von dem verantwortlichen Herausgeber weiter Nichts, als fünftausend Drachmen verlangt, gleich als ob die Zahlung dieser oder einer noch größeren Summe ein Recht begründeten könnte, welches nur in der Sittlichkeit der Menschen seine Grundlage hat.

Die Bestimmung des Gesetzes selbst also giebt dem Journalisten, der an sich keinen Trieb hat, zu verleumden und zu schmähben, den Mut dazu, da er sieht, wie er, unerkannt und ungefährdet, nach Belieben schmähben und verleumden und die Menschen nöthigen kann, mit seinem Koch sich in Streit einzulassen. Wie haben hier einen Beweis, wie eine schlechte Gesetzgebung überall die Sitten verdirbt, statt daß jeder Gesetzgeber sie verbessern soll; wir sehen hieran, wie die Griechen auf traurige und zugleich lächerliche Weise Gefahr laufen, sich insgesammt mit faulen Revolen zu bewaffnen und damit Einer dem Andern ins Gesicht zu werfen. Daraus entsteht die Gewohnheit gegenseitiger Geringschätzung und Verachtung; der Richter wird als ein bestialischer Kati, der Rath als ein Verräther und der Secretair als ein Feind des öffentlichen Wohles ausgeschrien.

Der Mißbrauch des Lobes hat nun auch ganz natürlich zum Mißbrauch des Lobes führen müssen; und so ist es gekommen, daß das sonst leicht bewegliche, empfindliche Gefühl der Griechen, gegen das Eine, wie das Andere abgestumpft, ganz und gar zur Gleichgültigkeit herabgesunken ist. Wer schreit wohl heutzutage die Schmähungen der Zeitungsschreiber? Wer strebt noch ihrem Lobe? — Ich wenigstens, lieber Dimitrios, erwiederte lächelnd der Greis, würde, wenn mich Jemand zwänge, Eins von Beiden zu erdulden, in der Zeitung lieber mit Epaminondas getadelt, als mit dem und jenem in die Reihe der ausgezeichneten Männer des neuen Griechenlands gestellt und mit der Justanella des Kolettis gelobt seyn wollen.

Du hast ganz Recht, antwortete Dimitrios; und fast das nämliche Urtheil über die Griechischen Zeitungen las ich vorgestern zufällig in einer, vielleicht noch ungedruckten Handschrift. Ich habe mir das Wesentliche davon abgeschrieben. „Die Griechischen Zeitungen“, sagt der Verfasser, „schreiben sich sonderbarer Weise die Kraft zu, welche der Mythos der Lanze des Telephos beinahe, nämlich die Kraft, zugleich zu verwunden und die Wunde zu heilen. Mag ich immerhin meine Zeitungsbätter mit Schmähungen und Beleidigungen anfüllen, spricht der Journalist, und mag einer der Beleidigten mir deshalb zürnen, und die ganze Stadt darin übereinkommen, daß ich ihm Unrecht gethan habe: was ist es weiter? Ich besitze die Kraft, nicht nur zu verwunden, sondern auch zu heilen; morgen fällt ich mein Blatt mit Lobpreisungen des Beleidigten an, und — wer kann dann Etwas wider mich sagen? Und sollte ich auch einmal wider alles Erwarten mit einem eitlem

Prahlhans zusammenkommen, der in seinem Dünkel behauptet, daß er zu etwas Anderem auf der Erde bestimmt sey, als die übrigen Menschen, und weder meine Lanze, noch mein besüßigtes Geschloß ertragen will, so würde ich auch diesen mit leichter Mühe besänftigen können, wenn ich mein späteres Lob zufolge der Umstände vermehrte und ihn nach allen Regeln der Abtorit anpries. Auf diese Weise schleudert der Journalist sein Geschloß nach Jedem, der ihm in den Wurf kommt, bereit, ihn zu heilen, wenn er ihn ungerecht verwundet hat. Der Verwundete ist wieder geheilt worden, sagt uns oft die *Adon* (eine der vielen Zeitungen in Athen); aber nie kommt es ihr in den Sinn, daß sie auf diesem Wege unvermerkt eine unbeschränkte Macht sich anmaßt; jede Macht aber, geistiger oder anderer Art, mag sie von einer Regierung, aber von einem Volke, von Dem oder Jenem gelobt werden, zu diesem oder jenem, zu einem heiligen oder einem profanen Zwecke, für die Interessen der Freiheit oder der Knechtschaft, — mit Einem Worte, jede Macht, die von Menschen ausgeht, trägt in sich selbst den Keim des Mißbrauchs und der Schwäche, das Erbtheil ihrer Natur, und sie darf daher nie unbeschränkt bleiben.“

Unglücklicher Weise, sprach der Greis, nachdem er mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, ist der Uebergang von der Nothwendigkeit der Freiheit zum Wunsche nach Macht nicht schwer. Constitution! ruft die *Adon* zu zweien Malen in der Woche; und indem sie das ruft, was will sie? Theilung der Gewalten und Beschränkung einer jeden auf bestimmte Gränzen? Recht schön! recht politisch! Aber während sie so jede Gewalt beschränkt wissen will, soll ihre eigene unbeschränkt seyn, und sie selbst will das Recht haben, ohne Einschränkung, nur nach Belieben zu verwunden und zu heilen. Aber bedenke wohl, *Adon*, was Du sagst und thust! Dein Geschloß, wie jedes andere, öffnet, wo es trifft, eine Wunde; nicht alle vermagst Du zu heilen, und darum ist es nöthig, vor dem Schusse selbst dafür zu sorgen, daß nicht ein Unschuldiger verwundet werde und man Dich nicht vor das Gericht rufe, wo allein diese Wunden geheilt werden können; und um so notwendiger ist diese Sorge, je wahrer es ist, daß eine jede Wunde, in moralischem, wie in physischem Sinne, nach ihrer auch noch so vollkommenen Heilung eine unverheilbare Narbe zurückläßt, die bei dem Unschuldigen um so sichtbar bleibt und um so leichter die Veranlassung zur Ungerechtigkeit in sich trägt.

England.

Die Merkwürdigkeiten Londons.

Ein junger Franzose, der sich in Calais befand und achtundvierzig Stunden Zeit hatte, entschloß sich, diese zu einem Besuche von London zu benutzen. Er schiffte sich auf dem Paketboot ein, betrat den Englischen Boden um neun Uhr des Abends, brachte die Nacht im Eilwagen zu und kam mit anbrechendem Morgen nach London. Sobald er angekommen war, nahm er ein Kabinett und ließ sich in der Stadt herumfahren. Er ging zuerst vom Tower nach Regents-Parl, durcheilte dann alle Stadtviertel, passirte alle Brücken, besuchte alle Monumente und alle Squares, sah Oxford-Street und Piccadilly bei Lichte und reiste um Mitternacht wieder ab.

Diese schnelle Art, London zu sehen, hat große Vortheile und gewährt eine bedeutende Ersparniß; denn wenn man die sogenannten Merkwürdigkeiten Londons besuchen will, muß man wenigstens vierzehn Tage Zeit und vierzig Louisd'or aus seiner Börse, wie kürzlich ein genauer Statistiker berechnete, daran wenden, und wirklich sind die Londoner Merkwürdigkeiten nicht im Stande, vierzehn Tage der mühsigen Zeit und vierzig Louisd'or der geschicktesten Börse aufzuwiegen.

Man wird schwerlich begreifen, wie das Budget des allzu neugierigen Reisenden auf diese Weise mit vierzig Louisd'or belastet werden kann. Paris ist eine großmüthige Stadt, welche edelmüthig Gastfreundschaft ausübt und den Fremden seine Denkmäler ohne irgend eine Vergütung darbietet. Ein Fremder sieht in Paris das Louvre, das Luxembourg, Notre-Dame, das Pantheon, die Gobelins, die Museen, Kirchen und Paläste unentgeltlich. Aber in London findet der Fremde bei jedem Tritt einen angeschlagenen Tarif und eine ausgestreckte Hand. Die Hauptstadt Englands handelt mit ihren Monumenten, macht eine Waare aus ihren Alterthümern und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dieses einer so reichen und stolzen Nation so unwürdige unersättliche Feilbieten in Ausübung zu bringen.

Dabei ist diese Steuer nicht bloß eine Unsittlichkeit, sondern eine wahre Prellerei, denn die meisten Merkwürdigkeiten in London sind nur Mystificationen. Der Tower z. B., dieses an historischen Erinnerungen so reiche Gebäude, zieht natürlich die gläubigen Fremden an; da hat man nun eine gehörige Prellerei zu erwarten. An dem Thore bezieht der Fiskus die erste Auflage. Man glaubt, mit drei Schilling fertig zu seyn; aber nein, damit ist erst das Eingangs-Recht erworben, nun bezahlt man noch das Recht, den Tower zu beschauen. Als Führer bekommt man einen Diener, nach der Mode zur Zeit der Königin Elisabeth in einem Sammet-Warett mit dicken Bandschleifen und einem mit Treppen und Wappen besetzten Rock majestätisch ernst einerschreitend. „Blicken Sie in die Höhe“, sagt der Cicerone, „hier ist das Fenster des Zimmers, in welchem die Söhne Eduard's ermordet wurden; weiterhin ist das Fenster des Zimmers, in welchem Anna Boleyn eingesperrt wurde.“ — „Kann man diese Zimmer nicht sehen?“ — „Nein, sie sind bewohnt; das von Anna Boleyn von einem Unteroffizier der Garnison, und das der Söhne Eduard's von einer Wäscherin. Aber zur Entschädigung werden Sie den Platz sehen, wo die Hinrichtungen stattfanden. Hier auf diesem Stein stand der Block; wenn Sie genau hinschauen, so können Sie noch die Blutspur auf dem Pflaster finden. Hier wurde Anna Boleyn hingerichtet, und eben so der Graf von Essex und Johanna Grey, so unangenehm es Herrn Paul Delaroché auch seyn mag, der diese Hinrichtungs-Scene unter die Gewölbe des Tower verlegt.“

Von der Richtflätte kommt man in das Zeughaus; die mit ziemlicher Kunst geordneten Waffen bilden Sonnen aus Säbeln, Wände von Flinten, Säulen von Pistolen. In einer geräumigen Gallerie stehen die Rüstungen der vorzüglichsten Könige und der ersten Feldherren auf hölzernen Pferden. Man bemerkt den ungeheuren Kürass, welchen Heinrich VIII. ausfüllte. Wenn man auf historische Bagatellen achtet, so steht man hier einen rothen Helm, der Tipoo Sahib schmückte, und das Brill, welches das Haupt der Anna Boleyn abschlug. Ueberall in dem ganzen Tower ist die Rede von Anna Boleyn. Zugleich zeigt man in dem Tresor der Krone ihren Scepter, einen gar zerbrechlichen elfenbeinernen Stab, den der Künstler anmuthig und leicht für die zarte Hand der unglücklichen Königin angefertigt hatte. Will man nun die Kron-Diamanten Englands sehen, so muß man eine Gebühr entrichten. Wenn man diese Formalität erfüllt hat, so geht man durch eine kleine Thür und tritt in einen Saal, wo sich hinter einem eisernen Gitter eine durch eine silberne Lampe erleuchtete Kapelle erhebt. Hier liegen auf einer Art Altar glänzende Stein-Diademe, goldene Scepter, reich ciselirte Vasen, dann eine Menge kleiner Bijouterieen, Salzfässer, Sporen, kleine Köffel &c. Dieser Schatz, dessen Werth, wie man sagt, sich auf mehrere Millionen Pfd. Sterl. beläuft, ist der Obhut einer alten Frau anvertraut.

Nachdem man diese Kron-Diamanten gesehen, die einigen Skeptikern auch wohl verdächtig scheinen dürften, besuche man die Docks, diese wahren Schatzkammern Englands. Die Docks, deren tiefe Bassins mit Schiffen unablässig angefüllt und mit unendlichen Magazinen umgeben sind, geben eine vollständige Idee von dem Handel Londons. Hierher führen jedes Jahr zwanzigtausend Schiffe die Waaren aus allen Erdtheilen, zu einem Werthe von siebzig Millionen Pfd. Sterl. Der größte dieser Docks ist der Westindische, der vollkommenste der St. Katharina-Dock, wo fünf Stockwerke stets angefüllter Magazine durch gußeiserne Säulen gestützt werden. Das Gewölbe des Londoner Docks hat neunhundert Quadrat-Ruthen Umfang, und sechzigtausend große Tonnen bilden ein unendliches Labyrinth von Straßen und Kreuzwegen. Ueber diesem Gewölbe befindet sich die Niederlage der Taback, in deren Mitte man einen breiten und tiefen Schacht angebracht hat. Wenn ein Kaufmann verdorbenen Taback erhält, so überläßt er ihn der Zoll-Behörde, um keinen Eingangszoll zu bezahlen, und man verbrennt diesen Taback in dem Schacht, welchen man die Pfeife des Königs von England nennt.

Ein Privat-Etablissement wetteifert hinsichtlich der Größe und des Umfangs mit den Docks; es ist dies die Brauerei Barclay Perkins, deren Betrieb sich täglich auf einen Werth von zwölftausend Thaler erhebt. Hundertsechzig Pferde sind in Thätigkeit, um die Waare durch die Stadt London zu vertheilen. Die Brauerei braucht hundertsechshundertsechzig Bottiche. In einem dieser Bottiche, welcher hundertachtzehn Fuß im Umfange und vierundzwanzig Fuß Tiefe hat, gab das Haus Barclay Perkins dem Könige Georg IV. ein Gastmahl.

Wenn man, nachdem man die Brauerei von Perkins besacht hat, nach der St. Pauls-Kirche geht, so findet man diese sehr klein. Diese Kirche erscheint dann als eine sehr flache Kopie von St. Peter in Rom; es ist eine nackte, armselige Basilika ohne allen Schmuck, in welcher man hier und da einige kaum beachtungswürdige Gräber findet. Um seine Zeit durch den Besuch von St. Paul nicht verloren zu haben, muß man den höchsten Gipfel des Gebäudes bis an den Ort, welchen man die Kugel nennt, erklimmen. Man gelangt nicht ohne Anstrengung dahin, und nicht ohne auf der Treppe drei bis vier Steuer-Büreaus passirt zu haben; aber man findet zur Entschädigung ein prächtiges Panorama.

Westminster ist das höchste und prächtigste Bauwerk Londons; die Kapelle Heinrich's VII. ist bewundernswürdig, aber die übrigen Theile der Kirche sind zu überladen, man möchte sie einen Basar von Gräbern nennen; die Mausoleen sind über einander gehäuft, und die Wirkung wird durch den Ueberfluß vollständig gestört. Man hat viel Aufbedenkens davon gemacht, daß man Schauspieler, wie Garrick und Kemble, im Westminster an der Seite der Könige beisetze; aber Westminster ist nicht, wie St. Denis, absonderlich für die Asche der Könige bestimmt; es ist ein philosophischer Kirchhof, wo jeder Stein die Gleichheit des Grabes predigt; es ist ein Zwangs-Ausentbalt, eine Art Leichen-Hotel, wo Jeder für sein Geld begraben werden kann. Ein Kaufmann der City ruht neben Shakespears, und ein gemeiner Bürger unweit eines stolzen Monarchen; es ist ein befremdender Milchmisch, wo alle Stände durch einander gemengt sind, ein wahres Ragout von Grabstätten. Man findet Garrick und Kemble zugleich in sehr guter und sehr schlechter Gesellschaft.

Die Majestät und der Ernst von Westminster geben sich von mehr als einer Seite bloß. In einigen Kapellen sieht man große Schränke, in welchen hinter einer Glaswand Wachsfiguren aufgestellt sind, welche historische Personen, bekleidet nach damaliger Sitte, darstellen. Maria Stuart, die Königin Elisabeth, Karl II., der Herzog von Buckingham, der Admiral Nelson theilen diese Ausstellung. Es giebt nichts Erbärmlicheres, als diese gelben Gestalten, in alten verschoffenen Sammet mit zerkrümeltem Atlas gewackt, mit alten Hosen bekleidet und mit rothen Spigen, schmutziger Wäsche und mit falschen Perlen geschmückt. So findet man in Westminster das Erhabene und Lächerliche, Wachs und Marmor, den Père Lachaise und den Curtius neben einander.

Freilich sind wenige von diesen Marmor-Statuen mehr werth, als die von Wachs. Kaum findet man unter diesen Gräbern zwei oder drei gute Stücke von Bildhauer-Arbeit. Das Meisterwerk von Westminster ist das Grabmahl der Gräfin von Nottingham, von einem Französischen Künstler, Namens Roubiliac, aus dem Jahre 1761. Die meisten Grabchriften sind aus Pope, dem Englischen Boileau, entlehnt. Unter

den berühmten Todten, welche in Westminster ruhen, bemerkt man Pitt und Fox dicht neben einander. Sir Humphrey Davy, der berühmte Chemiker, James Watt, der Erfinder der Dampfmaschinen, Dryden, Handel, ein Komponist, den England hartnäckig in Anspruch nimmt, obgleich er in Deutschland geboren wurde; Ben Johnson, der seine Stelle bezahlte hat und, um den Raum zu ersparen, aufrechtstehend beerdigt seyn wollte; Parr, ein Dichter, gestorben 1633, in einem Alter von 152 Jahren, und eine Menge Lords, Ladies, Nabobs und Parlements-Mitglieder, unter Anderen Parceval, der vor 25 Jahren im Unterhause durch einen unbekanntem Mann ermordet wurde.

Die Museen in London sind selten reich, doch verdienen einige Kabinette von Liebhabern und Sammlern besucht zu werden. Ein gelehrter Engländer, Namens Sir John Soane, der sein ganzes Leben damit hingebracht und sein bedeutendes Vermögen aufgeopfert, um Aegypten, Griechenland und Italien zu durchreisen und Kunstgegenstände und kostbare Seltenheiten zu sammeln, starb voriges Jahr in dem Augenblick, wo er daran dachte, in Ruhe die Frucht seiner Anstrengungen zu genießen. Sir John ließ in Lincoln Fields ein hübsches Gothisches Haus erbauen, in welchem seine kostbare Sammlung kunstgerecht aufgestellt ist. Sein Testament enterbte seine Familie und vermachte sein Haus dem Publikum, welches 24 Tage im Jahr freien Zutritt hat. Diese Tage sind von Sir John alle namentlich bezeichnet, mit Beifügung der Bedingung, daß es schönes Wetter seyn müsse, wenn das Haus geöffnet werden soll. Eine solche Klausel kann das Haus mehrere Jahre verschlossen halten. Aber in London wird der letzte Wille eines Originals oder eines Narren stets heilig gehalten, und die vernünftigen Leute geben genau Acht, daß er streng beobachtet werde. Statuen, Basreliefs, die Mumien finden sich in dem Soanischen Museum in Ueberfluß. Das Merkwürdigste aber ist die Bilder-Gallerie; wenn man die Gemälde besehen hat, regt sich nämlich das Tafelwerk, die Füllungen kehren sich um und bieten andere Gemälde dar; endlich verschwinden diese Füllungen gänzlich und machen einer dritten Gallerie Platz. Das Haus ist solcher Ueberraschungen voll: Alles hat einen doppelten Boden, die Verwandlungskunst hat sich darin selbst überboten.

Ein porphyerner Sarg erregt in diesem Museum besonders die Bewunderung der Liebhaber. Schaulustige finden hier auch sehr schöne Waffen, unter welchen ein angeblicher Degen Friedrich's des Großen, und ein Pistol, welches Peter der Große dem Bey, der die Türkische Armee bei Aow besetzte, abnahm. Der Kaiser Alexander machte mit diesem Pistol Napoleon ein Geschenk, der es auf St. Helena einem Engländer verehrte, von welchem Herr Soane es erhielt. Aber vielleicht noch interessanter als diese historischen Seltenheiten ist eine Reihenfolge herrlicher Gemälde von Hogarth, welche Scenen von Parlements-Wahlen vorstellen. Hogarth, der Maler der Englischen Leidenhaften und Lächerlichkeiten, der geistreiche Künstler, dessen Werke sogar die Chinesen auf Porzellan übertrugen, hat nichts Komischeres und Unterhaltenderes, als diese Wahl-Dramen, welche er in den kritischsten Momenten aufstakte, dargestellt.

Noch heutzutage, wie zur Zeit Hogarth's, werden die Englischen Karrikaturen-Maler durch nichts so begeistert, wie durch die Wahlen. Eine der neuesten dieser Karrikaturen stellt einen Wettlauf zum Glockenturm vor; die Pferde haben Wahl-Kandidaten-Köpfe, die vorzüglichsten Personen der Whigs und Tories stehen auf den Tribünen, mit Wetten beschäftigt. Die Minister in der Jacke und Jockey-Kappe spornen ihre parlamentarischen Kenner, welche den Raum verschlingen, Laub-Hecken von Duodlibets und Pallisaden von Epigrammen überspringen.

Die Englischen Minister lassen dem Griffel diesen Muthwillen, und die Kandidaten setzen den Karrikaturen ihre Anschlag-Zettel entgegen, auf welchen man mit Buchstaben von zwei bis drei Fuß Höhe eine einfache folgendermaßen abgefaßte Nachricht findet: „Der Ehrenwerthe Mr. Bernard ist der Kandidat von Greenwich.“ Die Mauern Londons sind mit solchen Anschlag-Zetteln bedeckt, deren Einfluß bei den Wählern, welche lesen können, sehr bedeutend ist. (J. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Die Spas in Deutschland. *) Wenn in diesem und im folgenden Jahre die Deutschen Mineralbäder noch mehr als bisher von Engländern besucht werden sollten, so haben sie dies zum Theil dem Suche zu verdanken, das vor kurzem in London darüber erschienen ist und das den Dr. Granville, einen Arzt, der früher auch eine bereits in drei Auflagen erschienene Beschreibung von St. Petersburg herausgegeben, zum Verfasser hat. Spaa ist schon vor 150 Jahren der Lieblings-Badeort der Engländer gewesen; darum hat auch der Mineralbrunnen in Cheltenham den Namen des „Britischen Spaa“ erhalten, und so ist dieser Name mit der Zeit zu einer allgemeinen Bezeichnung für Bader-Orte geworden. Baden, Baden und Kalesbad sind es ganz besonders, bei denen der Verfasser verweilt und von denen er das erste die Königin und das zweite das Bad aller Bäder nennt. Aber auch die Taunus- und die anderen Böhmisches Bäder sind von Dr. Granville besucht und beschrieben worden. Weder in medizinischer noch in topographischer Hinsicht liefert er für Deutsche Leser etwas Neues; Englischen wird sein Buch jedoch ein verständiger Leitfaden seyn. Es scheint uns eine billige Revanche, daß der Englische Luxus jetzt mehr als je seine Befriedigung an Deutschen Vergnügungs-Orten aufsucht; er bringt auf diese Weise einen Theil der Kapitalien zurück, die der Deutsche Luxus jährlich nach England zu senden pflegt.

*) The Spas of Germany. By the author of St. Petersburg. 2 vols. London, 1837.